

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 143.

Mittwoch, 21. Juni.

1916.

(5. Fortsetzung.)

## Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Tante Viete hatte es als ihr gutes Recht angesehen, „Hansemanns kanadische Braut“ bis aufs Blut auszufragen; richtige Daumschrauben hatte sie dem Mädchen angezogen, hatte alles bis auf das Genaueste wissen wollen: von Hans und von Kanada, und von Henrika selber. . . . Merkwürdigerweise hatte sich diese nicht mimosenhaft zurückgezogen, sondern Tante Vietens Art augenscheinlich höchst ergötlich gefunden.

„Kinder“, sagte Tante Viete ein paar Tage nach Henrikas Ankunft, „entweder wird der Hans todunglücklich oder bis über die Puppen glücklich in seiner Ehe — einen Mittelweg gibt es bei Henrika nicht, glaubt es mir. . . . Die liebt oder haßt — ist gut Freund oder Feind auf Leben und Tod. . . . Paßt mal auf, an der erleben wir noch was. Will's hoffen, nur Gutes! Man darf aber nicht vergessen, daß sie spanisches Grandenblut in ihren Adern hat. Denk bloß an Carmen, Thea, die wir neulich hörten, die war auch 'ne Spanierin.“

„Grandenblut“, meinte Frau Hannchen ein bißchen wegwerfend. „Henrikas Großvater war doch Holzfäller oder so etwas Ähnliches! Und hübsch ist sie gar nicht. Ich hätte Hans einen besseren Geschmack zugebraut.“

„Teetrinken — abwarten!“ zitterte Tante Viete einen ihrer Lieblingsausprüche.

Thea mischte sich nicht in die Unterhaltung über die neue Hausgenossin.

Thea ging seit kurzer Zeit verträumt umher.

Fred Delarue hatte seinen angekündigten Besuch in der Kleiststraße gemacht und hatte Frau Gröning Näheres über ihren Sohn erzählt. Zwei geschlagene Stunden hatte er im Erker am achteckigen Tisch gegessen und immerfort oerstohlen nach der Tür geguckt. Aber Thea und Henrika waren fortgegangen, Einkäufe machen. Henrika mußte vom Kopf bis zu den Füßen ausgestattet werden, das nahm viel Zeit in Anspruch.

Fred hatte aufbrechen müssen, ohne die Rückkehr der beiden jungen Mädchen abgewartet zu haben.

Am folgenden Tage hatte er Frau Gröning ein paar verbindliche Zeilen gesandt. Er schrieb, daß er sein ihr gegebenes Versprechen, ihr Photographien, die von Hans und ihm selber auf jener Jagdreise in Kanada aufgenommen waren, persönlich zu überbringen, nicht halten könne, da eine Devisen seiner Mutter ihn nach Gastein rief.

Thea hatte ein enttäuschtes Gesicht gemacht.

Sie ging seither immer so herum, als warte sie auf etwas — auf jemand. . . . Bei jedem Posteinlauf wurde sie unruhig. . . . Doch nichts Außergewöhnliches ereignete sich bei Grönings, das Leben im Hause ging seinen altgewohnten Gang weiter — die Aufregungen und Unruhe, die Hans' Verlobung aufgelöst hatte, waren vergessen.

Der Herbst war da, und mit ihm der Zeitpunkt, wo Thea eine wichtige Entscheidung über ihre Zukunft treffen mußte. Eine Aussprache mit ihrer Mutter über diesen Punkt lag ihr schon lange am Herzen, sie fand es

jedoch richtig, sich in Schwester und Schwager Bundesgenossen zu werben, und begab sich an einem Nachmittag, an dem, wie sie wußte, ihr Schwager Franz zu Hause war, zu Haendlers nach Charlottenburg in die Bismarckstraße.

Als sie die elektrische Bahn verlassen hatte und die breite Straße entlang schritt, fuhr ein Auto, in dem Fred Delarue saß, dicht an ihr vorüber.

Er schaute jedoch nach der anderen Seite hin und bemerkte sie nicht.

Das Blut strömte ihr jäh zum Herzen. . . .

Er war also wieder in Berlin. . . . Mein Gott — was war das nur mit ihr. . . . was wollte, was erwartete sie von ihm, den sie doch kaum kannte!? Eine einzige Stunde lang hatten sie einander am Teetisch gegenüber gesessen. Es war ja einfach töricht von ihr, unablässig an Fred Delarue zu denken. Besonders heute, wo sie doch über ernste Dinge mit den Geschwistern reden wollte. Auf Hannchens Meinung gab sie ja nicht sonderlich viel — Hannchen war immer zu sehr Partei — aber Franz' Wort und Ansicht galten bei ihr nicht wenig. Und wenn er eine Sache befürwortete, so würde auch die Mutter nicht dagegen sein, sagte sich Thea, während sie sich von der Portiersfrau im Fahrstuhl drei Treppen hoch bis zur Haendlerschen Wohnung hinauffahren ließ.

Ihre beiden Nissen tobten ihr schon auf der Diele entgegen. Sie hatten die Tante Thea, die sie mit großer Rärtlichkeit liebten, vom Fenster aus über die Straße kommen sehen.

Jedesmal, wenn Thea die Säuslichkeit ihrer Schwester betrat, berührte sie alles hier harmonisch und friedlich. So biß Frau Hannchen mitunter anderen gegenüber sein konnte auf neutralem Boden — so liebenswürdig und herzlich war sie in ihren eigenen vier Wänden.

Ihre eigenste Welt waren Mann und Kinder.

Wenn sie so hausfraulich in ihrem behaglichen, geschmackvoll eingerichteten Heim schaltete, dann konnte sie, die sonst eigentlich kaum hübsch zu nennen war, den Vergleich mit ihrer schönen Schwester ruhig aushalten.

Das Mütterliche in ihrem Wesen stand ihr gut.

Ihre beiden Buben, die wohlgepflegt und wohl-erzogen waren, hingen mit leidenschaftlicher Liebe an ihr.

„Das ist nett von dir, Thea, daß du dich mal bei uns sehen läßt“, begrüßte sie die Schwester. „Der Kaffee ist gleich fertig. Dann gönnt sich Franz auch eine Erholungspause bei uns. Er arbeitet in seiner wenigen freien Zeit ja immer an seinem wissenschaftlichen Buch, einer Studie über das alte Germanentum“, flügte sie wichtig hinzu. Sie war stolz auf ihren Franz.

Vor den Esstischfenstern standen in schmalen Korbbühältern dunkelrote Astern, das Silber auf der Kredenz blühte, die dunklen Stimmöbel gaben dem hellen Raum etwas unendlich Anheimelndes.

Der Kaffeetisch war, wie immer, sehr einladend gedeckt — darauf hielt Frau Hannchen. In der Mitte stand ein Erikastrauß.

„Den haben die Jungen und ich im Brunwald gepflückt“, erklärte Frau Hannchen, „an solch einem Tafelschmuck freut man sich doch viel mehr, als wenn man sich beim Gärtner einen Topf Heidekraut kauft.“

Thea blickte sich im Gemach um.

„Was bist du für eine glückliche Frau und Mutter“, meinte sie neidlos.

„Bin ich auch“, erwiderte Frau Hannchen warm und setzte dann vergnügt hinzu: „Nimm dir ein Wettspiel an mir, Thea.“

„Ach, wo“, Thea errötete wider Willen, „als ob das so einfach wäre.“

„Was ist nicht so einfach?“ erkundigte sich Dr. Haendler, der unbemerkt von Frau und Schwägerin eingetreten war, lächelnd.

Er sah sehr jugendlich aus mit seiner schlanken Figur. Die dunkelblaue Hausjovve stand ihm gut.

„Geiraten und glücklich sein“, rief Frau Hannchen lachend.

„Na“, meinte der Doktor amüsiert, „da hat Thea ganz recht; so einfach, so auf Kommando geht das ja wohl nicht.“

„Ich denke auch absolut nicht ans Geiraten“, rief Thea schnell, „im Gegenteil . . .“

Sie brach ab. Frau Hannchen blickte sie forschend an und sagte: „Sie hat etwas auf dem Herzen — ich kenne doch Theas Mienen. Sie will bei Mama etwas durchsetzen, und traut sich damit nicht hervor. Was ist's denn, Theachen? So rück doch heraus damit. Eine Herbstreise in die Schweiz — oder ein halbes Jahr in England? Deinen einstmals gefaßten Plan, im Englischen perfekt zu werden, würde ich sehr vernünftig finden.“

„Es ist ganz etwas anderes“, erwiderte Thea gepreßt.

„Du willst doch nicht gar studieren?“ rief Frau Hannchen lebhaft. „Nur ja nicht, Thea, bitte, schlage dir solche Ideen aus dem Sinn. Mama würde dazu sehr ungern ihre Zustimmung geben, verlaß dich darauf. Heutzutage studieren schon viel zu viel Frauen, nicht wahr, Franz?“

„Ich will zur Bühne“, plagte Thea heraus.

Frau Hannchen stellte flugs die Nickelkaffeekanne auf das Porzellanbrettchen mit dem Dessertmuster. Fast hätte sie vor Überraschung den Kaffee auf das weiße Tisch Tuch gegossen, onstatt in ihres Mannes Tasse.

„Zur Bühne — —“ wiederholte sie, „ja, um Gottes willen, Thea, du bist wohl nicht recht bei Trost? Das kommt davon, daß Tante Viete ein Monnement im Schauspielhaus genommen und dich immerzu dorthin mitgeschleppt hat. Und dann steckt sicher auch Seino Gektern dahinter, ja, sicher, der hat dich angesteckt mit seinen Theaterplänen. Franz sag' doch schnell, daß es ein Unsinn von Thea ist, zur Bühne zu gehen“, schloß die kleine Frau aufgeregt.

Dr. Haendler richtete seine klugen, durchdringenden Augen auf seine Schwägerin. Er hatte Thea bisher immer noch halb und halb als Backfisch betrachtet, sie, was ihre Lebensanschauungen anbetraf, nie ganz ernst genommen. Als er in die Gröningische Familie eingetreten war, hatte sie ja noch halb lange Kleider und einen Sängeopff mit einer breiten Vandschleife getragen, an dem er sie immer neckend gepupft hatte.

Er betrachtete sie prüfend.

„Hübsch genug bist du dazu.“

„Ist das alles, was du mir antwortest, Franz“, rief Thea gekränkt. „Braucht man denn nur hübsch zu sein, um als Schauspielerin etwas zu erreichen, um groß zu werden in seiner Kunst?“

„Bewahre — nein, so war das auch nicht gemeint“, sagte der Doktor langsam, und seine Frau rief dazwischen:

„Fahre nur nicht gleich auf, Thea, Franz weiß schon, was er damit sagen will. ein hübsches Gesicht ist doch wahrlich eine gute Empfehlung für eine Bühnenlaufbahn.“

„Talent mußt du haben, natürlich, aber auch Ausdauer und Energie“, fuhr der Doktor langsam fort, „Mut und Selbstlosigkeit und Gott weiß was alles noch, was eine Frau, die auf anderer Bahn dahinschreitet, nicht so unbedingt nötig hat als eine, die sich ihre Stellung auf den Brettern erobern muß.“

„Das habe ich alles“, rief Thea entschlossen. „Vor allem Talent. Ich nehme doch schon seit länger als einem Jahre heimlich Unterricht bei einer Bühnengröße.“

„Aber, Thea“, sagte Frau Hannchen ganz fassungslos vor Schrecken, „und das Geld . . .?“

„Tante Viete hat mir das Nötige geborgt. Ich bezahle doch mein kleines Erbteil von Großmama ausbezahlt, sobald ich mündig geworden bin, dann geb' ich ihr alles auf Heller und Pfennig wieder. Das Kapital habe ich gut angelegt, glaubt es mir“, erwiderte Thea eifrig. „Ihr hättet ja doch alle Zeter geschrien, wenn ich es euch gleich gesagt hätte. Noch ein paar Monate, dann bin ich für die Bühne ausgebildet.“

(Fortsetzung folgt.)



Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun. Goethe.

## Des Musketiers Arbeitsdienst im Westen. (Zens. M<sub>3</sub>.)

Satirisches Gedicht in 3 Abteilungen von Landsturmmarekret Wessel, Inf.-Regt., Leibkompanie.

### 1. Im Ruhelager.

An einem Berghang lang gestreckt,  
Von grünen Bäumen fast verdeckt,  
Da reißt Barack sich an Barack,  
Manch schönes Haus, auch manches Brack,  
Vielsach durch Künstlerhand errichtet,  
Zum Teil schon durch die Zeit vernichtet,  
Und unten durch das enge Tal  
Drängt schlängelnd sich ein Flüßchen schmal.  
So liegt das Lager wie verträumt,  
Von hohen Bergen eingefäumt.  
Hier lehren (meistens in der Nacht)  
Heimwärts von der Argonnenwacht,  
Wenn sie marschieret immerzu  
Die Muskos\*) ein zu ihrer „Ruh“!  
Und auf dem Drahtbett hingestreckt,  
Mit woll'ner Decke zugedeckt,  
Sie schlafen fern von den Gefechten,  
Den süßen Schlaf dort der Gerechten.  
Der eine hat 'nen süßen Traum,  
Der andre, ach, man glaubt es kaum,  
Wälzt auf dem Bett sich hin und her  
Und findet keine Ruhe mehr.  
Weil öfters heimlich still und leise  
Ihn plagen groß und kleine Läuse,  
Doch bald herrscht durch Ermüdungswille  
In den Baracken tiefe Stille. —  
Die Ruhe ist des Bürgers Pflicht,  
Doch ziemt sie dem Soldaten nicht,  
Denn seine Ruhe, lieber Freund,  
Soll er bewahren erst vor'm Feind!  
So geht es auch im Lager hier,  
Denn plötzlich öffnet sich die Tür,  
Man sieht wie durch 'nen dichten Nebel  
'nen Abgesandten vom Feldwebel,  
Der spricht, indem er freundlich grinst:  
„Nach dem Kaffee ist Arbeitsdienst.  
Um 9 Uhr steht ('s ist nicht zu früh),

\*) Musketier.

Zu Reih und Glied die Kompanie  
 Dort auf dem Platze des Appell,  
 Drum aufgewacht jeht, aber schnell!  
 „Was, Arbeitsdienst?“, der Rusko spricht,  
 „Gönnt man denn uns die Ruhe nicht?  
 Das ist doch wirklich etwas stark!“  
 Und er erschauert bis aufs Mark.  
 Doch nützt ihm nichts das Lamentieren,  
 Um Reune muß er abmarschieren,  
 Muß zu der Gräben Ruß und Frommen  
 Meist hin, wo er erst hergekommen.  
 Und helfen dort, 's ist kein Pläster,  
 Beim Arbeitsdienst dem Pionier.  
 Denn wo er fehlt, ersetzt sie,  
 Die Mannschaft von der Infant'riel  
 Der eine Teil, der schafft im Walde,  
 Fällt junge Bäume dort und alte.  
 Die andern drücken sich kapori  
 An voll — und schwerbelad'nen „Lori“.  
 Die Lori, das sind kleine Wagen,  
 Die allerlei Gerätschaft tragen,  
 Sie fahren auf Geleisen schmal,  
 Zu allermeist ins bord're Tal.  
 Das wäre alles schön und gut,  
 Wenn man nicht immer auf der Hut  
 Sein müßt vor pläzenden Schrapnell,  
 Drum fährt man immer furchtbar schnell.  
 Die Schnelligkeit liebt aber meist  
 Der Wagen nicht, und er entgleist.  
 Man sucht mit Schimpfen und mit Fluchen,  
 Den Lori wieder einzubugen.  
 Die Fahrt wird dreimal angelegt,  
 Und meistens kommt dann abgehakt  
 Der Rusko wieder heim ins Lager,  
 Der Morgen war ein Ruh'berfager!  
 Bald ist auch dieses schon vergessen,  
 Und nach dem Träft'gen Mittagessen  
 Wird wieder, bestens zugedeckt,  
 Sich auf das Lager hingestreckt,  
 Versunken ohne Sorg' und Kummer,  
 In einem tiefen Mittagsschlummer.  
 Und wieder öffnet sich die Tür:  
 Jetzt ein Gefreiter tritt herfür:  
 „Der Feldwebel braucht 20 Mann,  
 Die treten vor der Bude an!“  
 Man brummt: „Das ist doch wirklich sad,  
 Jetzt muß man holen Bimonad“.  
 Es ist so — und man schlendert hin  
 Auf einen Berg zum Magazin,  
 Dort ruft ein jeder zu erhaschen,  
 Den Kasten jeht mit leeren Flaschen,  
 Den trägt man müßig dann und schlapp  
 Zu der Fabrik ins Tal hinab.  
 Und von der Bimonad'fabrik  
 Trägt man die Flaschen voll zurück,  
 Daß die Kantine affurat,  
 Stets frische Bimonaden hat.  
 Der Rusko aber furchtbar müd,  
 Berdroffen zur Parade zieht.  
 Da sitzt er nun, treibt allerlei,  
 Weil's mit dem Schlafen doch vorbet.  
 Dann versperrt er, ist scharfe Wurst,  
 Die meist erzeugt großen Durst,  
 Es ist ihm dies kein schlimmer Schaden,  
 Er denkt an süße Bimonaden,  
 Und hat ja selbst die süßen Lasten  
 Geschleppt in ziemlich schweren Kasten.  
 So eilt er denn mit froher Miene  
 Hinauf zur Kompaniekantine.  
 Verlangt 'ne Flasche Bimonade,  
 Der Kantiner: 's ist wirklich schade,  
 Denn ach! (Fast immer ist's der Fall)  
 Die Bimonad' ist gerade all!“  
 Der Rusko ist ganz wutentbrannt,  
 Zurück zu der Parade gerannt,  
 Und schimpft und sagt es unverbohlen:  
 „Die Bande soll der Teufel holen!  
 Da schlepp ich mich gehörig ab,  
 Trag Bimonad' hinauf, hinab,

Und wenn dann wirklich Durst mich plagt,  
 Wird mir der frische Trunk versagt.  
 Ich hol' nie Bimonade wieder!“  
 Die andern singen frohe Lieder.  
 Sie haben sich getröstet schon,  
 Und bald winkt auch ihr schönster Lohn.  
 Die Nacht bricht an, und dann im Ru  
 Sie finden endlich süße Ruh,  
 Man sieht im Kampf fürs Vaterland,  
 Der Infant'rist hat schweren Stand.



### Aus der Kriegszeit.

Im Magazin eines Kriegslieferanten im Feldzug 1870/71. Die Größe des gegenwärtigen Krieges, der in jeder Beziehung alle bisherigen kriegerischen Ereignisse der Geschichte in den Schatten stellt, hat auch die zur Durchführung des Feldzuges erforderlichen Organisationen und Betriebe ins schier Unermeßliche gesteigert. Man weiß, welche Rolle gegenwärtig in allen am Kampfe beteiligten Ländern die Kriegslieferanten spielen, und wenn man alles, was über Kriegslieferanten seit dem August 1914 geschrieben und geäußert wurde, sozusagen in Form einer Kriegslieferantengeschichte des Weltkrieges zusammenfassen wollte, könnte man wohl mehrere dicke Bände füllen. Daß aber auch in früheren Zeiten die Kriegslieferanten eine besondere Stellung einnahmen und einen guten Teil des öffentlichen Interesses auf sich zogen, läßt sich bei vergleichlichen Betrachtungen im Rahmen der Wirtschaftsgeschichte vergangener Feldzüge feststellen. Einen sehr interessanten und übersichtlichen Bericht über das deutsche Armeelieferungswesen im Kriege 1870/71 kann man im Jahrgang 1871 der „Gartenlaube“ nachlesen. In jedem großen Kriege beherrschten einzelne große Firmen den Kriegslieferungsmarkt, darunter waren besonders die Gebrüder Lachmann beliebt, die „für die preussischen Truppen den größten Teil der Lieferungen an Proviant und Fourage in Entreprise hatten“. Ihr Name war damals bei den Soldaten äußerst volkstümlich und galt ihnen als eine Art Schlagwort, das mit Essen, Trinken und anderen leiblichen Genüssen in Verbindung stand. Damals entstand auch die Redensart: „Wenn die Not am größten, ist Lachmann am nächsten.“ Und die „Gartenlaube“ faßte ihre Kritik über die Leistungsfähigkeit der deutschen Kriegslieferanten in dem Satze zusammen: „Hätte Gambetta sie vor der Belagerung von Paris eingefangen und zu Lieferanten für die heilige Stadt gepreßt — sie hätten wohl Ochsen per Luftballon herangeschafft, und mancher brach die Kasse wäre der Opfertod auf dem Altare des Vaterlandes erspart worden.“ Wie es im Jahre 1871 in dem Magazin eines Kriegslieferanten in Berlin zugeht, schilderte die „Gartenlaube“ auf folgende Weise: „Ein solches Magazin gleicht völlig einem Bienenstode. Das Ein- und Ausschwärmen der verschiedenen Truppengattungen, der Briefträger und Telegraphenboten, der Agenten, die ihre Waren anpreisen, das ist so bunt und mannigfaltig, daß es jeder Beschreibung 'vottet. . . Hier kommt z. B. ein Fleischer mit Spedproben, hinter ihm ein Destillateur mit Kognak, danach ein Tabakshändler mit Zigarren; der Sped wird mikroskopisch untersucht, der Kognak gelostet, eine Zigarre zur Probe angetaucht, und was nicht preiswürdig ist, wird ohne Umstände zurückgewiesen.“ Daß es auch schon damals Erjäh-Nahrungsmittel von nicht immer einwandfreiem Wert gab, läßt die folgende Bemerkung erkennen: „Zur Abwechslung meldet sich auch ein Schlaupfropf, der ein Surrogat für den Kaffee erfunden haben will, und er bittet, zur Probe wenigstens in die Tüte hineinzuriechen. Die Tüte duftet wirklich nach Koffa, das Surrogat selbst aber erweist sich als ein jämmerliches Mixtum compositum aus gebrannten Eiheln und anderen antimolkaitischen Bestandteilen.“

Englisch-französische Betsurschmerzen. Die zunehmende Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Bevölkerung in England und Frankreich in die offiziellen Schilderungen der jeweiligen Kriegslage findet in einem von dem Franzosen Philippe Millet im „Daily Chronicle“ veröffentlichten Artikel beredten Ausdruck. Die Methode des Leugnens, der Entstellungen und des Verschweigens unrühmlicher Tatsachen, deren die Regierungen in Frankreich und England sich nach wie vor befleißigen, haben dazu geführt, daß die Franzosen

und Engländer selbst den französisch-englischen Nachrichten keinen Glauben mehr schenken wollen. Und nun fordert man endlich mit lauter Stimme Aufrichtigkeit und einen Nachrichtenendienst, der es verhüte, daß den feindlichen Berichten nachgerade mehr Glauben geschenkt wird als den eigenen: „Ich hoffe nicht, als Anarchist verdammt zu werden“, heißt es im „Daily Chronicle“, „wenn ich die Behauptung wage, daß die Bevölkerungen Frankreichs und besonders Englands in unlauterer Weise über die kriegerischen Ereignisse im Dunkeln gehalten werden. In Frankreich hat dies zu einer merklichen Verwirrung der Gemüter beigetragen. Zwar werden zahlreiche Persönlichkeiten aufgeklärt, aber diese laufenden Aufklärungen sind zwecklos, da sie nicht weitergegeben werden dürfen. Überdies hat man nicht einmal die Herausgeber der wichtigsten Blätter ins Vertrauen gezogen, was sie doch sicherlich davon abgehalten hätte, durch unklare Artikel über Frankreich und seine Alliierten die Verwirrung noch zu vergrößern. So z. B. ist es unerklärlich, warum die Frachtenfrage zwischen England und Frankreich nicht öffentlich dargelegt werden darf. Hierdurch wird ein inniger Zusammenschluß zwischen den Völkern verhindert. Selbst die aufgeschärftesten französischen Großkaufleute schieben, mangels geeigneter Aufklärungen, die Schuld an den hohen Kosten egoistischen englischen Motiven zu. Wenigstens in dieser Beziehung müßte dem Nasen der Zensur endlich Einhalt getan werden. Noch schlimmer scheint es mir aber um die englischen Zensurverhältnisse zu stehen. Denn während unsere Regierungsmitglieder von ihren Informationen keinen Gebrauch machen dürfen, scheinen die englischen mit ganz wenigen Ausnahmen in diesen Fällen überhaupt nicht informiert zu sein. Wir verlangen mehr Licht, denn wir bedürfen dessen wahrhaftig sehr nötig. Eine Fortsetzung des gegenseitigen Verschleierungssystems muß die Alliierten einander immer mehr entfremden, statt die von allen Seiten so heiß gewünschte Einigkeit zu erreichen.“

**Russische Soldatenlieder.** Uns wird geschrieben: Man hat viele russische Soldatenlieder gefunden, namentlich aus der Zeit der Belagerung Przemhls. Alle haben den einen Grundton: Väterchen Jar, wofür lässest du uns bluten? Die Offiziere sind lustig hinter der Front, wir Soldaten sind führerlos, dem Feind preisgegeben. . . Welch Gegenfah: Ein jauchzender deutscher Soldatengefang. Feldgrau, die mit „Deutschland, Deutschland über alles“ in den Kampf ziehen, — dort die Lehnfarbenen, deren traurige Gefänge die schärfste Kritik ihrer Offiziere enthalten. Hier ist eine Probe davon in sinngemäßer Übersetzung. Man fand die Verse bei einem Kriegsgefangenen, der von uns hinter der Front beschäftigt wurde; er versuchte, zu entweichen: zwei deutsche Militärgefangenbücher und das Notizbuch eines Deutschen nahm er mit. Darin schrieb er diese Verse auf:

Liebe Brüder, Kameraden,  
Läßt mich hör'n von euren Taten,  
Freisch, berichtet nun, ihr Jungen,  
Wo im Kampfe ihr gerungen.

Wir besetzten Osterreichs Städte,  
Aber deutsche Bajonette  
Uns gar schwer zu schaffen machten,  
Nings die Flintenschüsse krachten.

Von dem Donner der Granaten  
Dröhnten weithin die Karpaten.  
Vorn die Korporale führen,  
Die Offiziere populieren.

In der Messe trinkt man Wodka,  
Schwestern tanzen lustig da,  
Rotes Kreuz auf weißer Brust,  
Sind am tollsten bei der Lust.

Unser General südwärts  
Sitzt in Lemberg in der Bar,  
Schniedet Schlachtenpläne dort  
An dem allerliebsten Ort.

Denket nicht, daß wißt es zuecht  
Wie dem hohen Etob es zuecht,  
Ordnung herrscht und schöne Zucht, —  
So wie er's beim Musko sucht.

Und der Fässer langer Reigen,  
Die die Bahn voll Spirit gebracht,  
Wird geleeret über Nacht,  
Ausgetrunken bis zum Morgen.

Daß die müden Frontsoldaten  
Die verdiente Labung haben,  
Bringt man ihnen die Fässer leer,  
Nachher zum Verschauen her.

(Genf. Bl.)

**Ritcheners Parlamentsangst.** In den seitenslangen Erinnerungen an Ritchener, die seit Tagen die englischen Blätter finden, findet sich eine scharf gesehene und bezeichnende Schilderung von der Feder eines Mitarbeiters des „Daily Chronicle“, in der ausgeführt wird, wie Ritchener bis in die allerletzte Zeit eine starke Scheu vor dem Verkehr mit Diplomaten an den Tag legte. Der Mann, der seit der frühesten Jugend als Soldat auf verschiedenen Erdteilen wirkte, fühlte sich in der großstädtischen Enge von London und unter dem Druck der steifen diplomatischen Gesellschaft niemals wohl, weswegen er in der englischen Hauptstadt trotz aller Verehrung stets als eine Art „wilder Mann“ betrachtet wurde. „Ritchener wurde höchst selten im Parlament gesehen. So viel man sich erinnert, erschien er überhaupt niemals im Unterhaus, und im Oberhaus ließ er sich nur blicken, wenn sein Erscheinen unumgänglich notwendig war, z. B. wenn er über den Krieg oder sonst eine militärische Angelegenheit zu sprechen hatte. Seine Reden zeichneten sich durch Kürze aus und konnten keine rhetorische Kunstfertigkeit aufweisen. Öffentlich zu sprechen war für ihn stets eine drückend empfundene Qual, und er bereitete sich in solchen Fällen stets so vor, daß ein sorgsam schriftlich ausgeführtes Manuskript ihm zur Hand war, um ihn vor Entgleisungen oder Stodungen zu bewahren. Einer der ältesten englischen Parlamentsbräuche läßt das Ablefen von Reden als verabscheuungswürdig erscheinen, aber Ritchener hielt sich nicht an dieses Herkommen, sondern las alle seine Bemerkungen von dem mitgebrachten Manuskript ab. Wenn er vor dem Rederpult erschien, setzte er zuerst sorgsam eine Brille auf, dann entfaltete er ohne Rücksicht auf die parlamentarische Sitte das großmächtige Manuskript und las es so schnell herunter, daß die Lords, die an ein weniger eiliges Tempo gewöhnt sind, ihm nur schwer folgen konnten und nicht gerade sehr erbaut waren. Sowie Ritchener seine Aufgabe im Parlament erledigt hatte, machte er ein befreites und glückliches Gesicht, und er eilte so schnell, wie nur irgend möglich, aus dem Hause, in dessen Luft er niemals völlig unbefangen und frei zu atmen vermochte.“

**Jahreszeit und Kanonendonner.** Die Hörbarkeit des Kanonendonners auf erstaunlich weite Strecken hin ist erst in diesen Tagen wieder im Anschluß an die Seeschlacht vor dem Skagerak besprochen worden. Es haben sich bei der Forschung dieses Problems sehr interessante Tatsachen ergeben, wie z. B. die Feststellung der „Zone des Schweigens“, die von 100—160 Kilometer reicht. Eine wichtige neue Beobachtung über die Hörbarkeit des Kanonendonners teilt Dr. P. Ludwig in der „Umschau“ mit, indem er nämlich durch eine Umfrage feststellte, daß die Hörbarkeit auch von der Jahreszeit beeinflusst wird. Hinter der „Zone des Schweigens“, in der man den Kanonendonner überhaupt nicht hört, liegt eine „anormale Hörbarkeitszone“, die die Entfernung von 160—230 Kilometer umfaßt und in der der Schall wieder deutlich und laut zu vernehmen ist. In dieser anormalen Zone ist der Kanonendonner aber nur im Winter, nicht im Sommer zu hören. Eine Mitteilung aus Brüm in der Eifel, das von der Westfront etwa 170 Kilometer entfernt liegt, schildert diese Tatsache sehr anschaulich: „Der Geschützdonner war zuerst nur von Mitte August bis etwa Mitte März zu hören. Den genauen Zeitpunkt kann ich nicht angeben, weil wir erst allmählich darauf aufmerksam wurden, daß wir keinen Kanonendonner mehr hörten. Anfangs glaubten wir, es sei eben ruhig an der Front. Bestimmt weiß ich aber, daß um Ostern herum nichts zu hören war. . . Den ganzen Sommer über hörten wir nichts bis Mitte September. Da fing es wieder langsam an, und bei der großen Champagneoffensive war es so heftig, daß unsere Zimmerfenster klirrten. Man konnte glauben, die Kanonade sei nur etwa 10 Kilometer weit weg, und tatsächlich sind aus dem Nachbardorfe drei gefangene Russen ausgebrochen, die dort arbeiteten, weil sie glaubten, die Franzosen ständen unweit und sie könnten rasch zu ihnen hinlaufen.“ Diese Beobachtung wird durch zahlreiche andere bestätigt. Von 50 Zuschriften stimmten 27 darin überein, daß im Sommer in großen Entfernungen vom Kanonendonner nichts zu hören war. Auch die Monate, in denen der Wechsel in der Hörbarkeit eintritt, sind vielfach angegeben, und danach läßt sich als allgemein gültig feststellen, daß die Änderung in der Hörbarkeit im Anfang des Mai und am Ende des September eintritt, wobei ein allmählicher Übergang vorhanden ist.